

Eine Revolution in kleinen Schritten

„Die Aufgaben der Gegenwart lassen sich nicht national lösen“, sagt Schriftsteller Robert Menasse im TT-Gespräch. Heute präsentiert er seinen mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichneten Roman „Die Hauptstadt“ in Innsbruck.

Ein Essay, heißt es bei Jean Amery, beantwortet Fragen, die sich erst nach der Lektüre stellen. Sie haben sich in Essayform mit der Europäischen Union auseinandergesetzt – und nun mit „Die Hauptstadt“ einen inzwischen preisgekrönten Roman zum Thema geschrieben.

Robert Menasse: Der Roman ist jene literarische Form, die die größte Möglichkeit bietet, den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. Die Gattung vermag es, zu erzählen, was ein Mensch tut, was ihn umtreibt, wovon er träumt. Ich wollte erzählen, was sich in Brüssel, in den europäischen Institutionen, aber auch in der Stadt selbst abspielt. Mein Anspruch war es, dem großen Abstraktum EU ein Gesicht zu geben, viele verschiedene Gesichter. Ich wollte Geschichten von Menschen erzählen, die biografisch in irgendeiner Form in der europäischen Geschichte, den europäischen Mentalitäten verwurzelt sind.

Dann war Ihr Essay „Der europäischen Landbote“ die theoretische Vorarbeit, die der Roman nun mit Leben erfüllt?

Menasse: Ich ging 2010 nach Brüssel, um einen Roman zu schreiben. Der Essay ist gewissermaßen eine Zusammenfassung der Erfahrungen, die ich dort gemacht habe – und die Reflexion über die Schlüsse, die ich daraus gezogen habe. Ich suchte in Brüssel nach der Antwort auf eine ziemlich einfache Frage: Was sind das für Menschen, die in mein Leben reinregieren? Es ist ein Novum, dass in einer Stadt die Rahmenbedingungen für einen ganzen Kontinent erarbeitet werden. Doch ich merkte schnell, dass



Robert Menasse stellt seinen Roman „Die Hauptstadt“ heute Abend in der Buchhandlung Wagner'sche vor. Beginn ist 19 Uhr.

Foto: APA/dpa/Deedert

mein Ton zunehmend essayistischer wurde. Erklärender, reflexiver. Da sich der Essay ganz offensichtlich schreiben wollte, hab ich ihn geschrieben. In der Hoffnung, dass ich dann, wenn ich ihn aus dem Kopf und vom Schreibtisch habe, bereit bin, zu erzählen.

Gab es Zweifel, ob sich die EU überhaupt erzählen lässt?

Menasse: Man tut gerne so, als sei die EU ein erratischer Block. Etwas Geschlossenes, Undurchdringliches. Aber das ist falsch: In Brüssel zeigt sich ein mehr oder weniger glückendes Zusammenarbeiten verschiedener Institutionen.

In diesen Institutionen arbeiten Menschen. Alles Menschliche lässt sich erzählen. Überraschender ist es, dass es noch nicht erzählt wurde. Die EU ist der bedeutsamste gesellschaftliche und politische Prozess unserer Lebenszeit. Wir stellen uns unter Revolution gerne eine spektakuläre Erschütterung vor, aber was wir erleben, ist eine Revolution in sehr vielen kleinen Schritten. Schon die Idee eines nachnationalen Kontinents ist revolutionär.

Eine Reaktion auf die Erfahrungen zweier Weltkriege.

Menasse: Eine Konsequenz aus den Verbrechen des Nati-

onalismus. Und manche sagen: „Das ist lange her. Man kann nicht ewig im Schatten der Geschichte stehen.“ Aber diese geniale Idee ist auch die vernünftigste Antwort auf gegenwärtige und zukünftige Herausforderungen, auf das, was wir Globalisierung nennen. Kein Problem, das Globalisierung aufwirft, lässt sich national lösen. Das ist keine Meinung, sondern ein Faktum. Das heißt nun aber nicht, dass in den europäischen Institutionen alles funktioniert. Das tut es nicht. Und es gibt viel, was ich hart kritisiere. Aber die Messlatte für alle Kritik am Sta-

tus quo ist die Idee eines nachnationalen Europas.

Die jüngsten Nationalratswahlen haben gezeigt, dass sich nicht nur manche Parteien, sondern auch die Mehrheit der Wähler an die nationale Idee klammert.

Menasse: Daran sind weniger die Rechtspopulisten und Rechtsradikalen schuld, als die Parteien der Mitte: Sie haben es versäumt, zu erklären, worum es geht. Einen Nationalstaat kann man sich als politische Realität noch einbilden. Alles, was von außen kommt, ist Bedrohung: Flüchtlinge, Verordnungen aus Brüssel.

Doppelbödig, ja hinterhältig ist, wie die Populisten damit umgehen: Die Freiheitlichen versprechen im Wahlkampf die Lösung der Flüchtlingsfrage – und stimmen auf europäischer Ebene dagegen. An Lösungen sind sie also gar nicht interessiert, sondern daran, Probleme am Köcheln zu halten, weil es ein paar Stimmen bringt.

Im „Europäischen Landboten“ vergleichen Sie den Brüsseler Beamtenapparat mit Figuren aus Vorabendromanen. Ist „Die Hauptstadt“ auch ein solcher Vorabendroman?

Menasse: Ich glaube, wir befinden uns mitten in einem Epochenbruch, der 1989 mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion begann. Der trauere ich wahrlich nicht nach, aber es steht außer Zweifel, dass diese Ereignisse den Neoliberalismus beflügelt haben, mit massiven Konsequenzen für unser aller Leben. Was wir derzeit erleben, ist eine Unentschiedenheit, die zu einer unproduktiven Blockade führen könnte. Wir wissen, dass es keine nationalen Lösungen für die großen Probleme der Gegenwart gibt – und scheinen noch nicht bereit, Vorschläge, wie sie zuletzt etwa Emmanuel Macron angedacht hat – und die seit Jahren in Brüssel feststecken – in Angriff zu nehmen. Wenn das nicht passiert, steuern wir auf den Untergang zu. Ich weiß, dass Hunderte jubeln werden, wenn die EU untergeht. Aber genau die Idioten stehen wenig später vor den rauchenden Trümmern – und erklären, dass es nie wieder so weit kommen darf.

Das Gespräch führte Joachim Leitner

Viel zu schön, um ganz diesseitig zu sein

Imst – Dora Czell hat kein Problem mit dem Schönen in der Kunst. Mit der Konsequenz, dass ihre Bilder oft fast zu schön sind, bisweilen hart an der Grenze zum Kitsch dahinschrammen. Etwa, wenn die Künstlerin neuerdings in ihre sich immer mehr zu Objekten auswachsenden Arbeiten viel Gold integriert, für sie – wie für die ganz alten Meister – die Metapher für das Ewige, Vollkommene, Unveränderliche.

Die Ausstellung, die die Ga-

lerie der Stadt Imst der seit 26 Jahren dort lebenden Dora Czell zu ihrem 70. Geburtstag widmet, zeigt die Malerin und Grafikerin in ihrer ganzen Vielseitigkeit und Einzigartigkeit. Geprägt von ihrem Lehrer an der Wiener Akademie, Anton Lehmden, von dem sie das Faible für das mit Realismus gepaarte Phantastische geerbt hat. Das bei ihr allerdings sehr persönlich, sehr weiblich gefärbt daher kommt.

Und so bevölkern Bäumlin-

nen, Engelinnen, Moosfrauen, gute Hirtinnen und allerhand Göttinnen Dora Czells oft in pastelliges Kolorit getauchte Malgründe, die meist aus Holz sind. Angesiedelt zwischen Himmel und Erde als flächig plakativ ausgebreitete Bildgeschichten, in denen es um Liebe und Verlust, letztlich um Leben und Tod geht.

Die Ausstellung zeigt schön Dora Czells künstlerische Entwicklung. Angefangen mit einem wunderbaren, winzig gezeichneten Selbstbildnis der 21-Jährigen mit zusammengekniffenen Augen und Mund. Eine Klasse für sich sind die perfekt in altmeisterlicher Manier gemalten frühen Bilder, bevor die Szenarien immer surrealer durchpulst werden, immer mehr rote und goldene Monde, sich umarmende Bäume und in toskanischen Landschaften wehende Röcke auftauchen, als deren Trägerin nicht zufällig die Künstlerin selbst zu erkennen ist. (schlo)

Galerie Theodor von Hörmann. Stadtplatz 11, Imst; bis 5. Jänner, Do-Sa 14-18 Uhr

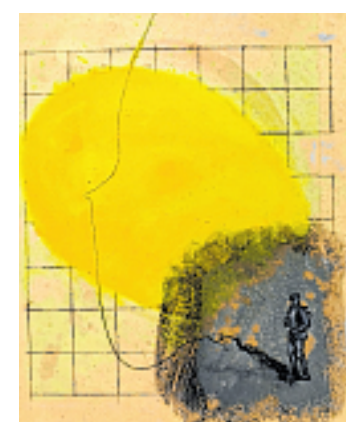


„Villa Maria“, 1978 von Dora Czell in Öl auf Holz gemalt.

Foto: Czell



Nothburga: Sinnsuchen von Nada Dietel (l.) und Ivo Rossi Sief. Fotos: Dietel/Rossi Sief



Drei vom Zustand der Welt Bewegte

Innsbruck – Drei Künstler, die völlig unterschiedlich ticken, teilen sich aktuell die Galerie Nothburga. Den großen Raum besetzen Nada Dietel mit ihren großformatigen Bildern und Peter Matthias Pflug mit seinen Installationen, während sich Ivo Rossi Sief nebenan als poetischer Sinnsucher outet. Zelebriert in grafisch subtilen Mischtechniken als klar gerasterte Spielfelder, durchzogen von einem Faden als Metapher für die Lebenslinie.

Nada Dietels Handschrift ist hyperrealistisch, ihr Interesse gilt Kindern. Dargestellt völlig isoliert vor monochromen

Hintergründen, in denen die kleinen Körper partiell aufgehen. Die Gesichter sind ernst, lassen erahnen, dass diese Kinder bereits viel gesehen haben, was der Schönheit der Bilder aber keinen Abbruch tut. Dass Peter Matthias Pflug eigentlich Volksschullehrer ist, sieht man seinen Arbeiten an, in denen er auf sehr schlichte Weise seine Sorge um den Zustand der Welt von heute formuliert. (schlo)

Galerie Nothburga. Innrain 41, Innsbruck; bis 7. Dezember, Mi-Fr 16-19 Uhr, Sa 11-13 Uhr

Bremer Literaturpreis für Lehr

Bremen – Der deutsche Schriftsteller Thomas Lehr erhält den mit 25.000 Euro dotierten Bremer Literaturpreis 2018. Der 1957 in Speyer geborene Autor wird für seinen Roman „Schlafende Sonne“ ausgezeichnet. Lehr erhelle seine Figuren mit „großer erzählerischer Kraft und sprachlichem Wagemut“ und begleite sie durch die Katastrophenlandschaften des zwanzigsten Jahrhunderts, teilte die Jury am Wochenende mit. Der Schriftsteller war 2015 Gast der Innsbrucker Wochenendgespräche, sein Roman „Schlafende Sonne“ stand auf der Shortlist für den diesjährigen Deutschen Buchpreis.

Den mit 6000 Euro dotierten Förderpreis erhält die 1984 in Salzburg geborene Laura Freudenthaler für ihren im Grazer Droschl-Verlag erschienenen Debüt-Roman „Die Königin schweigt“. Dieser sei ein „eindrückliches Porträt einer Generation“, urteilte die Jury.

Der Bremer Literaturpreis zählt zu den bedeutendsten Literaturauszeichnungen Deutschlands. Er wird seit 1954 vergeben. (APA, dpa, TT)